

Bezugs-Preis  
Für die Halle a. S. beträgt der Preis für das Vierteljahr 3 Mark 50 Pfennig, für das halbe Jahr 6 Mark 50 Pfennig, für das ganze Jahr 12 Mark 50 Pfennig. Die halbjährige Zahlung erfolgt monatlich je einmal. In Preußen: Postamt für die Provinz Sachsen, Postfach 100. In den übrigen Provinzen: Postamt für die Provinz Sachsen, Postfach 100. In den übrigen Provinzen: Postamt für die Provinz Sachsen, Postfach 100.

Morgen--Ausgabe.

Anzeiger-Gebühren  
Für die halbjährige Zeit beträgt der Preis für die Halle a. S. 20 Pfennig, für die übrigen Provinzen 25 Pfennig. Die halbjährige Zahlung erfolgt monatlich je einmal. In Preußen: Postamt für die Provinz Sachsen, Postfach 100. In den übrigen Provinzen: Postamt für die Provinz Sachsen, Postfach 100.

# Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 237. — Jahrg. 190. Halle a. S., Dienstag 24. Mai 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Berliner Bureau: Berlin SW., Grenuburgstr. 3.

### Deutsches Reich.

\* Gestern Vormittag fand im Palais des Kaisers Wilhelm I. die Feier des Abendmahls statt, an welcher das Kaiserpaar, der Kronprinz und Prinz Eitel-Friedrich teilnahmen. Von elf Uhr ab hörte der Kaiser im Königlichem Schlosse den Vortrag des Oberst des Militär-Kabinetts, Herrt. Grafen Dr. von Zuccarno, sowie später die Marine-Vorträge.

\* Am Anlaß des Geburtstages der Königin von England findet heute im Königlichem Schlosse eine größere Abendfeier von etwa 20 Gedecken statt.

\* Die Kaiserin Friedrich ist Sonntag Abend 9 Uhr 5 Min. von Berlin wieder abgereisen. Das Kaiserpaar begleitet dieselbe zum Anhalter Bahnhof.

\* Prinz Heinrich von Preußen ist von der Reise nach der Großen Mauer am Sonntag wieder in Peking eingetroffen. Die ganze Reise ist, trotzdem ein furchtbarer Staubsturm herrschte, vollkommen geglückt verlaufen. Das Prinzpaar hat alles auf dem Rückwege der ganzen Reise Erfordernisse bereitgestellt. Überall wurde der Prinz von den Beamten, den Einwohnern und Ehrenmännern empfangen. Gestern Nachmittag stattete Prinz Heinrich im Jungli-Yamen einen feierlichen, länger dauernden Besuch ab. Am Sonntag Abend gab der deutsche Gesandte Freiherr von Seydlitz ein Diner zu Ehren der Mitglieder des Jungli-Yamen, an das sich eine Gauffestvorstellung anschloß. Unter den Gästen war ein sehr lehrreiches Vermögen bemerkbar, Einladungen zu dem Diner zu erhalten.

\* Der Kronprinz von Griechenland und seine Gemahlin werden am Mittwoch Nachmittag 5 Uhr in Berlin auf dem Anhalter Bahnhofe zu mehrtägigen Besuche des Kaiserpaars eintreffen und im Königlichem Schlosse Wohnung nehmen. Das Kronprinzliche Paar wird auf dem Bahnhofe offiziell und mit einer Ehrenwache empfangen und wohnt dann den Festlichkeiten des Garde-Korps in Berlin und Potsdam bei.

\* Am Sonntag früh traf die Großherzogin von Baden in Koblenz ein und wurde vom Erbprinzen und der Erbprinzessin von Baden und dem Oberpräsidenten der Provinz auf dem Bahnhof empfangen. Gestern Morgen kam auch der Großherzog von Baden an. Wie die „Koblenzer Zeitung“ mitteilt, beabsichtigt das Großherzogpaar, bis Donnerstag in Koblenz zu verweilen und der förmlichen Familie zu Wiesbaden und der Königin von Schweden Besuche abzustatten.

\* Der Vizepräsident des Staatsministeriums, Finanzminister Dr. v. Miquel, der gestern aus Posen nach Berlin zurückgekehrt ist, ist bettlägerig und dürfte wohl mehrere Tage sich die allernächste Erholung auferlegen müssen. Das Leben des Ministers besteht in einer pflichtbewußten Verbindung mit feierlichen Reglementen. Am 1. April hatte der Kaiser sich während seiner Anwesenheit bei den Kaiserlichen Festlichkeiten eine Erkältung zugezogen und trotz einer Indisposition, welche er bereits am Himmelfahrtstage verspürte, die Reise nach Posen angetreten.

\* Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat sich mit mehreren seiner Mitgl. nach dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet begeben, um sich an Ort und Stelle über die nötige Ausgestaltung der Bahnanlagen dieses hochwichtigen Bezugs zu unterrichten. Zunächst soll unter dem Vorh. des Ministers in dem neuen Verwaltungsgebäude der Eisenbahndirektion eine mündliche Beratung, an der Vertreter der Eisenbahndirektionen, Eisenbahnen und Kleinbahnlinien, abgehalten werden.

\* Die Konferenz im Reichsversicherungsamt, die dieser Tage unter der Mitwirkung von Vertretern der Landesversicherungsämter und der Invaliditäts- und Altersversicherungsämter abgehalten wurde, ist von verschiedenen Seiten trübselig mit dem im Reichsamt des Innern vorbereiteten Entwurf eines Reichsversicherungsamtes in Verbindung gebracht.

Wie schon aus dem obigen hervorgeht, haben sich die Konferenzen über die Verhandlungen herangezogen, die sich die Konferenz lediglich auf technische Fragen, die sich aus dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgeetze, beziehentlich aus den auf eine Reform dieses Gesetzes gerichteten Wünschen ergeben. Mit dem Reichsversicherungsgeetze hatte die Konferenz nichts zu thun; diese Angelegenheit wurde bereits in der Konferenz verhandelt, die vom 4. bis 7. Januar im Reichsamt des Innern getagt und die Grundzüge des in Rede stehenden Gesetzes festlegte hat. Seitdem ist man im Reichsamt des Innern mit der Ausarbeitung des Gesetzes weit beschäftigt gewesen, der große Schwierigkeiten verursacht, weil das Gesetz in den verschiedenen erwerbsfähigen Klassen möglichst fassen soll, aber auch den Versicherungsgeheimnissen das unbedingte Maß freier Bewegung gewähren muß. Gleichzeitig mußte auf die neuen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Handelsgesetzbuches Rücksicht genommen werden. Die Haupt Schwierigkeit liegt aber darin, den verschiedenen Geschäftsmethoden, die durch die verschiedenen Versicherungszwecke bedingt werden, in einem einheitlichen Gesetze gerecht zu werden. Aus diesem Gesichtspunkte heraus hat man sich namentlich dazu entschlossen, den Transport-Versicherung, die zum Teil einen internationalen Charakter trägt, in dem Gesetze

eine besondere Stellung anzuweisen, da man zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die Bestimmungen des Entwurfes, soweit sie alle neueren Gesellschaften betreffen, auf die Transportversicherung nicht angewendet werden können. Die Bestimmung des Gesetzentwurfes dürfte zu den ersten Aufgaben des neuen Reichstages zählen.

\* Nach der „Süddeutschen Post“ ist die Frage, ob nicht für das Quecksilber oder für das einigegerichtete Quecksilber eine besondere Steuer zu erheben ist, von dem preussischen Landes-Economie-Collegium ausgearbeitet und nach dem preussischen Landwirtschaftsminister bezügliche Schritte beim Reichsamt des Innern zu machen. Darauf beruhen Anfragen bei dem Bundes-Regierung, welche vom Reichsamt des Innern an dieselben gerichtet sind. Die zukünftige Reichsversammlung scheint eine Stellung zu der Angelegenheit nicht eingezogen zu haben.

\* Die Inhaber des nach dem alten Markenrecht gefügigen Waarenzeichen haben seitlich zum allergrößten Teile bereits die Erneuerung des Schutzes nach dem neuen Waarenzeichen-Gesetze bewirkt. Ein Teil derselben aber hat es bisher nicht getan, und die werden namentlich am 1. Oktober aufgeführt, die im Gesetz zur Umwandlung vorzuziehen sind, die bis zum 1. Oktober 1898 laufen, umzusetzen. Als das Gesetz vom 12. Mai 1894 in Kraft trat, waren etwa 20 000 auf Grund des alten Gesetzes gefügige Marken vorhanden. Man möchte die vierjährige Uebergangszeit nicht bloß, weil alle erworbenen Rechte geschützt werden sollten, sondern weil es auch unmöglich gewesen wäre, in einer viel längeren Zeit die alten Waarenzeichen herauszuheben zu lassen, ob sie auch den neuen Vorschriften entsprechen. Die Prüfung ist namentlich zum größten Teile vorgenommen und eine weit beträchtlichere Anzahl von Waarenzeichen ist bereits zum Schutze gelangt. Es hat sich dabei allerdings auch nicht vermeiden lassen, daß einige Zeichen als faulbegrifflich nicht anerkannt wurden. Bei den Gerichten waren manche Entzungen erfolgt, die sich bei näherer Prüfung durch das Patentamt nicht aufrecht erhalten ließen, weil ihnen ein faulbegriffliches Zeichen überhaupt nicht zu Grunde lag. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß dies auch noch hin und wieder bei den der Prüfung harrenden, die sich auf Grund des alten Gesetzes gefügigen Zeichen der Fall sein wird. Diese werden noch ausgemerkt werden müssen. Man kann namentlich aber sicher sein, daß mit dem 1. Oktober 1898 bzw. mit dem Tage, an welchem die bis zu diesem Termin erfolgten Anmeldungen entschieden sein werden, Waarenzeichen, die eigentlich nicht faulbegrifflich sind, auch nicht mehr erlitten werden. Von dem Tage ab wird eigentlich erst das Waarenzeichen-Gesetz vom 24. Mai 1894 in seinen ganzen Umfang in Kraft treten sein.

\* Vom nächsten Etatsjahr ab sollen die Gehälter der Post- und Telegraphenbeamten in derselben Weise wie bei den meisten anderen Reichs- und Staatsbeamten vierteljährlich im Voraus gezahlt werden, während es bisher nur allmonatlich vorausbezahlt wurden. Dies geschah aus dem Grunde, weil sämtliche Reichspostanstalten wegen der gewaltigen Umsätze im Geldverkehr monatlich abrechnen und weil der frühere Staatssekretär Dr. von Stephan eine vierteljährliche Vorauszahlung für wirtschaftlich nicht möglich hielt.

\* Verschiedene Väter hatten von einer Mitteilung der Reichs-Post-Verwaltung, wonach die Zeitung „Die Post“ in absehbarer Frist einzustellen würde, die Zeitung „Die Post“ eine Erklärung, das dieses Gerücht auf böswilliger Erfindung beruhe.

\* Der Centralverband deutscher Industrieller hat den Antrag des Vereins deutscher Fahrrad-Fabrikanten auf Erhöhung des Zolles für Fahrräder, der den zukünftigen Behörden unterliegt und einen Zoll von 10 Proz. des Wertes als angemessen bezeichnet.

\* Die zur Reichsstaatsbank gelangte Einnahme an Zöllen und Verbrauchssteuern hat für den Monat April 59,7 Millionen oder 0,6 Millionen mehr als im April 1897 betragen. Die Zölle haben zwar ein Minus von 1,9 Millionen ergeben und die Verbrauchssteuernvermehrung ein solches von nahezu 2 Millionen, dagegen hat die Zollerlöse ein Plus von 2,8 Millionen zu verzeichnen gehabt. — Von den übrigen Einnahmen ist zu erwähnen, daß die Volkrenten ein Mehr von über 2 Mill. betragen hat, was von der Hauptseite der Einkommensteuer her erklärbar ist. Die Zölle und Verbrauchssteuern betragen 2,7 Millionen, die Verbrauchssteuernverwaltung 0,6 Millionen mehr als im April 1897 ergeben.

\* Aus Kantschau. Nach einer Meldung des „L. A.“ ist es in der Nacht vom 14. d. M. bei Dingtau zu einem Zusammenstoß zwischen 2 Chinesen und einer Unteroffiziers-Patrouille gekommen. Diese war zur Beobachtung verdächtiger Dschunken an den Strand geschickt und hatte einen bewaffneten Chinesen festgenommen, dem aus einem Boot zwei Kanonen zu Hilfe kamen. Unteroffizier Lepke erhielt eine Schlagwunde am Kopf und erschoss einen der Angreifer, der zweite entkam. Die „Kantschauer Wache“ ist nach Schanghai abgedampft, um die verdächtigen Dschunken anzuhalten.

### Der spanisch-amerikanische Krieg.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz laufen immer spärlicher ein, und es ist sehr vorzuziehen, daß sie schließlich ganz versiegen werden. Wie aus Washington gemeldet wird, legen die amerikanischen Militärs- und Marinebehörden der völligen Zflörung des Generals Blanco die größte Ver-

deutung bei. Sobald als möglich soll das Rückgeführt werden und zu dem Zweck will man alle Abredeverbindungen des Generals Blanco mit Madrid und mit der spanischen Flotte zerbrechen. In Madrid droht man demgegenüber mit Repressalien. In dortigen amtlichen Kreisen wird versichert, die Regierung habe die Unterstützung von Hilfskreuzern nach den Vereinigten Staaten beschloßen, um alle an den Küsten der Vereinigten Staaten mündenden Rabel, selbst die transatlantischen, durchzusehen zu lassen, für den Fall, daß das kubanische Rabel von den Amerikanern abgefängt werde. Dann wäre jede direkte telegraphische Verbindung zwischen Europa und dem Kriegsschauplatz aufgehoben und eine schnelle Berichterstattung unmöglich gemacht. Der Zustand wäre nicht ernstlich und käme höchstens der Züchtung fester Enten zu Gute.

In Spanien hat man noch andere Beschwerden über die amerikanische Kriegführung, die wenn sie begründet sind, auf die Lokalität der Amerikaner kein schmeichelfhaftes Licht werfen würden. Bei der Beschießung von Guantanamo sollen, wie schon kurz gemeldet, die amerikanischen Kriegsschiffe die spanische Flotte geblitz haben, um die Belagerung zu lauschen und unangefochten bis auf die wirkliche Schutzwerte vorzudringen zu können. Diese „Indianerlist“ hat ihnen allerdings nichts genutzt, sie wurden trotz der falschen Flotte sehr warm empfangen und mußten unentgeltlich Erde zurückgeben.

In Mexiko scheint die Lage der Amerikaner durchaus nicht sehr glänzend zu sein. Trophäen ma ja über sehr große Mittel verfügt, fehlt es doch überall am Notwendigsten.

Der „Standard“ berichtet aus dem Lager von Thomas nahe bei Cistamauga vom 23. d. Mts.:

Die Truppen leiden sehr unter dem Mangel an Vorposten seitens der Behörden. Das 14. Regiment ist durch Hunger geschwächt und in fast menschenleerer Haltung aus New-York hier eingetroffen. Die Vorräte an Nahrungsmitteln sind ungenügend. Jedes Zusammenstoß der Behörden fehlt. Der Entlastungsmaß der ersten Lage ist in der Bevölkerung schon längst verschwunden und hat einer sehr depressiven Stimmung Platz gemacht.

Der „Times“ wird darüber aus New-York vom 23. d. M. gemeldet:

Die Stimmung der Presse ist keine frohe. Ein Teil derselben beklagt die Unthätigkeit, ein zweiter befürchtet, das Kienkei sei zur Aktion gedrängt worden, ehe die Vorbereitungen beendet geworden seien. Das Publikum erkennt endlich an, daß die Bewegungen des Admirals Cervera einen bestimmten Zweck haben, und einige Seemannskräfte in Mexiko zu erwarten sind, daß er werden werden. Auch den Mangel an Schiffen des „Vicente“-Typus tadelt man. Wie gemeldet wird, können sich Präsident Diaz stellen, sein Adjutant General, der Kriegsschatz und die Generale Miles und Merritt nicht einmal über Dinge von großer militärischer Wichtigkeit. Nach Subs anlangt, so glaubt man allgemein, daß die Erwartungen der Amerikaner bezüglich militärischer Unterstützung von Seiten des Aufständischen-Führers Gomez geäußert wurden.

Die „Kantschauer Zeitung“ meldet aus Madrid von gestern: Die spanische Regierung wird heute Vollmacht für die Einfuhr aller Lebensmitteln erklären. General Blanco empfiehlt die Anwendung von Lebensmitteln nicht weil sie sofort nöthig ist, sondern weil eine mögliche Unterbrechung der Verbindung das rechtzeitige Eintreffen verhindern könnte. Die Regierung bekennt zu diesem Zwecke 8 transatlantische Schiffe. In Gibraltar geben Gerüchte um, daß eine Expedition von 7000 Mann und 3000 Kanonen vorbereitet würde, um im Kriegsfall Tanger zu besetzen.

### Oesterreich-Ungarn.

Kein Verbindnis mit Rußland.  
Der „Pester Lloyd“ bekräftigt den Artikel der „Nowosti“ betreffend die Verpfändung der „Frankf. Ztg.“ und wiederholt dabei ein für allemal, daß kein Vertrag zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland bestünde, weder ein solcher, wie die „Frankf. Ztg.“ erfunden habe, noch irgend ein anderer.

### Frankreich.

Die neue Deputirtenkammer ist wie folgt zusammengesetzt: 254 Republikaner, 104 Radikale, 74 sozialistische Radikale, 57 Sozialisten, 38 Radikale, 44 Reaktionäre und 10 Nationalisten.

### Sachsen.

Die russisch-chinesische Bank unterschreibt den Kontrakt, betreffend den Bau einer Eisenbahn von Peking nach Lachow, welche durch kaiserliche Dekret genehmigt ist. Deutsche Ingenieure werden die Eisenbahn bauen. Der französische und der belgische Eisenbahnunternehmer wegen Beschaffung der Gelbmittel zum Bau einer Hauptlinie von Peking nach Lachow, welche Peking mit dem Jang-Hsien-Fluss verbinden soll.

### Prozeß Zola.

Die Verhandlungen im Prozeß Zola begannen gestern Vormittag in Versailles. Vor dem Gerichtssaal hatten sich nur wenige Neugierige eingefunden, dagegen waren im Sitzungssaal zahlreiche Journalisten anwesend. Die Anklage Zolas erfolgte ohne Zwischenfall. Es waren strenge Maßregeln zur





Raifer.

Sambora, 23. Mai. (Sambora-Raifer) Raifer, 6000 Sauger...

Berliner.

Sambora, 23. Mai. Berliner Raifer, 6000 Sauger...

Spezial.

Sambora, 23. Mai. Spezial Raifer, 6000 Sauger...

Cele. Cefianca. Fettwaren.

Sambora, 23. Mai. Cele. Cefianca. Fettwaren...

Stillefischer.

Stillefischer, 21. Mai. Stillefischer, 2000-2500 Stk...

Kartoffeln. Gärte. Kartoffelmehl.

Kartoffeln, 21. Mai. Kartoffeln, 1000-1500 Stk...

Stroh. Stroh. Stroh.

Stroh, 21. Mai. Stroh, 1000-1500 Stk...

Stroh. Stroh. Stroh.

Stroh, 21. Mai. Stroh, 1000-1500 Stk...

am 20. October 1894, St. per Ocker 2,40, St. per Bremer 3,40...

Stroh. Stroh. Stroh.

Stroh, 21. Mai. Stroh, 1000-1500 Stk...

Stroh. Stroh. Stroh.

Stroh, 21. Mai. Stroh, 1000-1500 Stk...

Stroh. Stroh. Stroh.

Stroh, 21. Mai. Stroh, 1000-1500 Stk...

Coursnotierungen der Berliner Börse vom 23. Mai.

Table with columns for Deutsche Fonds und Staatspapiere, Ausländische Fonds, Deutsche Hypothek-Bandbriefe.

Bank-Affien.

Table listing various bank shares and their prices.

Wagnis-Affien.

Table listing various risk shares and their prices.

Stamm-Prioritäts-Affien.

Table listing various stock priority shares.

Stamm-Affien.

Table listing various stock shares.

G. Pellicioni & Co. Gr. Ulrichstr. 17.

Table listing various goods and their prices, including gold, silver, and foreign exchange.

Leipziger Börse vom 23. Mai.

Table listing various goods and their prices from the Leipzig market.

Stamm-Prioritäts-Affien.

Table listing various stock priority shares.

Stamm-Affien.

Table listing various stock shares.

Bekanntmachung. Sonderzüge nach Hamburg.

Am Sonnabend, den 28. Mai d. J. verkehrt von Halle a. S. und Leipzig...

45000 Mark, 12000 Mark. Königl. Eisenbahn-Direktion.

Zerlegungen auf die am 26. Mai a. e. zum Course von 100,75 %

Nom. Mk. 86050000 4% steuerfreie, Prioritäts-Obligationen der Rjasan-Uralsk Eisenbahn-Gesellschaft...

Herrmann Arnold & Co., Bank-Comm.-Ges. H. F. Lehmann. Reinhold Staempfer.

Meine Fußbodenlache und Farben. Ernst Jentzsch, Leipziger Str. 29.



[Nachdruck verboten.]

### Das Grafenhaus.

2] Kriminal-Roman von Ludwig Habicht.

„Ich wollte den sehen, der mich dazu zwingen kann!“ murkte August, ohne seine Stellung aufzugeben. Ich verlange meine 10 000 Mark, und das auf der Stelle.“

„Du kriegst 6000 Mark und damit Punktum,“ entgegnete Frau Jordan mit großer Entschiedenheit, während sie ebenfalls ruhig auf dem Sofa sitzen blieb und die zornfunkelnden Blicke ihres Stiefsohnes gleichmüthig ertrug.

„Und ich verlange meine 10 000 Mark!“ rief dieser, und seine ohnehin kräftige Stimme schwellte so mächtig an, daß man in den nächsten Zimmern jedes Wort sehr deutlich hören konnte.

„Ich halte mich an die Bestimmungen des Testaments,“ antwortete Frau Jordan, die sich von dem Zorn ihres Stiefsohnes nicht einschüchtern ließ. „Mit der Theilung mußt Du schon warten, bis ich sterbe!“

„Sag lieber, bis Du noch einmal heirathest,“ rief der Schloffer höhniisch; denn trotz seines berauschten Zustandes hatte er sehr scharfe Augen, und der selbstgefällige Blick, den die Wittve in den Spiegel warf, war ihn nicht entgangen.

„Laß diese albernern Sprüche,“ entgegnete die Stiefmutter verweisend. „Gestern ist erst der Vater unter die Erde gekommen; wie kannst Du da von solchen Dingen reden.“

„Ich wiederhole zum letzten Mal, Du zahlst mir auf der Stelle 10 000 Mark oder ich zertrümmere hier Alles, was ich erreichen kann.“ Und er schlug wie ein Unsiniger von Neuem mit der Faust auf den Tisch.

„Probir's, wenn Du so viel Geld übrig hast,“ antwortete die Stiefmutter, die gerade durch diesen heftigen Zorn August's ihre Ruhe wieder fand.

Der junge Jordan blickte wild umher, er schien nicht übel Lust zu haben, seine Drohung wahr zu machen; aber ein letzter Rest von Ueberlegung hielt ihn davon zurück. „Nun gut,“ begann er nach kurzem Simmen, „ich werde mir mein Recht schon auf andere Weise suchen; aber ich will Dir wenigstens noch sagen, daß Dir Deine nichtswürdige Habsucht schon noch heimgelommen wird. Verlaß Dich drauf. Betrug mich immer um Alles, damit Deine Kinder Alles schlucken. Du wirst für Deine nichtswürdigen Schwindeleien Deine gerechte Strafe schon bekommen; da müßte ja kein Gott im Himmel sein!“ Und wie ein Unsiniger stürzte er hinweg.

Auf Frau Jordan machten die letzten Worte ihres Stiefsohnes wenig Eindruck. Sie glaubte im Recht zu sein, wenn sie den Bestimmungen des Testaments so nachkam, wie es der Advokat ihr anempfohlen, und sie war um die Drohungen eines Trunfensboldes unbekümmert.

Ganz andere Sorgen nahmen die Wittve bald in Anspruch. Als sie wieder ihre volle Aufmerksamkeit dem Geschäft zuwandte, merkte sie erst, wie sehr ihr seliger Gatte fehlte, und da der Vater tot war und seine energische Hand den jungen Menschen nicht mehr aufschaltete, kam seine Trägheit und zugleich auch seine geistige Beschränktheit deutlich zum Vorschein. Die Waare, die er herbeischaffte, erwies sich als so schlecht und unzureichend, daß die Mutter den höchsten Verdruß darüber empfand. Es war stets ihr Stolz gewesen, daß in ihrem Laden das beste Fleisch prangte, das man überhaupt in der Stadt erhalten konnte; jetzt mußte sie zu ihrem Aerger sehen, wie wenig ihr Sohn den Einkauf verstand. Er brachte alles und mageres Vieh herbei, sie mochte noch so viel darüber schelten und mit Bestimmtheit erklären, daß sie sich schäme, mit solch lammervoller Waare im Laden zu stehen. Wilhelm ließ sich

durch alle Bitten und energischen Vorstellungen aus seinem bequemen Schlenbergange nicht aufrütteln. Den Einkauf fremden Gesellen völlig zu überlassen, das wagte die Wittve ebenfalls nicht, denn sie fürchtete, dann allzusehr betrogen zu werden, und so war ihr Entschluß schnell gefaßt. Sie zog sich vom Geschäft völlig zurück, um es ihrem Aeltesten zu überlassen. Wenn er jetzt in sein eigenes Köpfchen guckte, dann, hoffte sie, werde ihr Wilhelm sich ganz anders zusammennehmen.

Als ihre Bekannten ihre Verwunderung darüber aussprachen, daß die noch immer so resolute Frau plötzlich das blühende Geschäft aufgab, denn sie so lange mit solchem Eifer vorgestanden, entgegnete sie stets: „Ich hab' genug gearbeitet und kann mir die Ruhe gönnen,“ und man mußte ihr Recht geben. Ihr Schwager besonders stimmte ihr lebhaft zu, und es mochte dies auf ihren raschen Entschluß nicht ohne Einfluß geblieben sein.

Dienegott Senstleben war Kürschnermeister, ein bigotter Mensch. Sein Gewerbe betrieb er ziemlich lau. Nur sein ererbtes Vermögen und das nicht unbedeutende Heirathsgut seiner beiden Frauen machte es ihm möglich, trotz alledem ein behagliches, wenn auch bescheidenes Dasein zu führen. Seine erste Frau war gestorben, nachdem sie ihm einen einzigen Sohn und eine recht hübsche Geldsumme hinterlassen. Er sah sich nach einer zweiten Gattin um, und seine Wahl fiel jetzt auf die jüngste Schwester der Frau Jordan, die ihm ebenfalls ein paar Tausend Mark zubrachte. Sie starb schon im ersten Jahr ihrer Ehe, nachdem sie einem Töchterchen das Leben geschenkt. Da es dem Manne mit seinen Frauen „so geglückt war“, wagte er getrost, sich eine dritte Lebensgefährtin zu holen, die auch nicht ohne Vermögen war, aber treuer an seiner Seite aushielt. Dagegen zeigten die Sprößlinge aus dieser letzten Ehe wenig Lebensfähigkeit; sie starben alle früh, nur das älteste Töchterchen der dritten Frau, Marie, hatte der Tod verschont, und sie lebte als munterer Backfisch ein wenig das stille Haus. Durch diese glücklichen Heirathen sah der ehrliche Kürschnermeister so warm, daß er nicht nöthig hatte, dem schüden Mamon allzu eifrig zu dienen.

Mit seinem Schwager Jordan war er deshalb niemals in ein angenehmes Verhältniß gekommen. Er sprach sich zu oft tabelnd darüber aus, daß derselbe so gierig Schätzen nachjagte, die die Motten zerfressen, und der Fleischermeister nahm solche Ermahnungen einfach sehr übel. Viel besser gestaltete sich jetzt der Verkehr Senstlebens mit seiner Schwägerin. Alleinsethende Frauen sind immer frommen Trost- und Zusprüche weit zugänglicher. Die Wittve fühlte jetzt trotz ihres resoluten Charakters ihre Verlassenheit und stützte sich gern auf Dienegott, der ihr nun in allen Angelegenheiten ein Berather wurde. Ihm hatte sie auch ihre rasche Abwendung vom Geschäft und die Sehnsucht zu verdanken, fortan ein ruhiges, beschauliches Leben zu führen und die Früchte ihres Fleißes zu genießen.

Wilhelm war über den Entschluß seiner Mutter sehr glücklich. Das übertraf all seine Erwartungen. Während er bisher unter der strengen Zucht des Vaters im Stillen arg geseufzt und mit sich und seinem Schicksale gegrollt hatte, mußte ihm plötzlich der ihm völlig fremde Genuß, nunmehr den Herrn zu spielen. Er wurde für majorenn erklärt und ihm von der Mutter Haus und Geschäft übergeben.

Frau Jordan stimmte auch darin sogleich ihrem Schwager zu, daß Wilhelm nun heirathen müsse; denn das Fleischer-gewerbe war ohne eine tüchtige Frau nicht gut fortzuführen. Mochte ihr Sohn immerhin noch sehr jung sein, so rüttelte ihn vielleicht die Ehe ein wenig aus seiner Schläfrigkeit auf. Eine Gattin war ebenfalls rasch gefunden. Schwager Senstleben hatte ja von seiner zweiten Gattin eine Tochter die zwei Tabr.

mehr zählte als Wilhelm, aber dafür auch die Bürgerschaft abgab, daß sie verständiger war und ihren Mann in das richtige Geleis bringen würde. Obwohl Johanna das Schmeißerkind von Frau Jordan war, stieß sich die Wittve nicht an dieser nahen Verwandtschaft, im Gegentheil fand sie es sehr angenehm, daß ihr Sohn diese Heirath einginge, weil doch das Geld damit in der Familie blieb.

Dem wackeren Kürschnermeister war vollends diese Heirath sehr willkommen und er hatte redlich das Seine dazu beigetragen, sie zu Stande zu bringen. War doch seine Johanna 24 Jahre alt geworden, ohne daß sich ein Mann für sie gefunden, und Dienegott Senfleben hatte schon gefürchtet, sie als alte Jungfer im Hause zu behalten. Sie war auch wirklich mit körperlichen Vorzügen nicht reich ausgestattet, um die Augen der jungen Männer auf sich zu ziehen, und ihr säuerliches Wesen hatte wenig Verlockendes.

Es erfolgte die Verlobung und bald darauf die Hochzeit, ohne daß die Betreffenden mehr dazu gethan, als ihr „Ja“ zu sagen. Das Andere alles war von Frau Jordan und ihrem würdigen Schwager geordnet worden.

Wilhelm übernahm mit seiner jungen Gattin die selbstständige Führung des Geschäftes und die alte Frau Jordan zog sich ins Privatleben zurück. Ja, sie blieb nicht einmal mit ihren Kindern zusammen wohnen, sondern siedelte in eines von ihren anderen Häusern über.

Der umsichtige Kürschnermeister hatte sie ebenfalls dazu vermocht, um etwaigen Zerrwürfnissen zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter vorzubeugen, die unvermeidlich waren, wenn seine Schwägerin ihre Wohnung bei den Kindern behielt.

Das Haus, das jetzt Frau Jordan bezog, war ein sehr altes und wunderliches Gebäude. Es hatte die seltsamsten Schicksale erlebt. Vor mehr als 100 Jahren war es von einem reichen Grafen, einem großen Sonderling, ein gutes Stück von der Stadt entfernt erbaut worden.

Der Mann hatte sich damit in die Einsamkeit vergraben wollen, und über seinen eigenthümlichen Lebenswandel waren noch jetzt mancherlei Geschichten im Umlauf, die von Generation zu Generation weiter erzählt wurden.

Manches mochte die Sage dazu erfunden haben, aber es blieb immer noch genug, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es dort in jenem Hause damals sehr toll zugegangen. — Und das Ende des Grafen war vollends über jene Vergangenheit einen düstern Schatten. Er war eines Tages in seinem Bette ermordet gefunden und sein alter Diener der That überführt und hingerichtet worden. Da der Graf keine bekannten Erben besaß, mußte das Haus öffentlich verkauft werden; aber Niemand mochte darauf bieten, trotzdem es ein sehr stattliches und prächtiges Gebäude war. Die Entfernung von der Stadt und der darin vorgefallene Mord schreckte Alle jurist; denn es hieß, daß seitdem der Geist des alten Grafen darin umgehe.

Endlich erwarb ein Scharfrichter das Palais, für dessen Zweck es sehr geeignet war.

Im Laufe der Zeit hatte sich aber die Stadt soweit ausgedehnt, daß auch das Grafenhaus, wie es allgemein noch hieß, mit in den Bezirk der Vorstadt hineingezogen wurde, und jetzt blieb den Vätern der Stadt nichts weiter übrig, als der Scharfrichter-Familie, die länger als 50 Jahre im Besitz gewesen, das Grundstück zu einem hohen Preise abzukufen. Es kam nun wieder in andere Hände, war zunächst von einem Tischler erworben worden, der wenige Jahre darauf das Leben einbüßte, als er einen Kinderjarg die Treppe hinabtragen wollte. Er war dabei ausgeglitten und so unglücklich hinabgestürzt, daß er auf der Stelle den letzten Athem aushauchte.

Jetzt kaufte das unheimliche Grafenhaus ein Brauer, der es zu einem Gasthof einrichtete; aber auch er sollte wenig Glück haben. Obwohl jetzt das Gebäude schon mitten in eine belebte Vorstadt gerückt war, ging das Geschäft des jungen Mannes gar nicht. War es noch immer die Scheu vor dem Hause, dessen dunkle Vergangenheit den Meisten anrühlich erschien, oder verstand es der Wirth überhaupt nicht, Gäste herbeizulocken? — Sein Haus blieb merkwürdig leer, und nach wenigen Jahren war der Mann schon bankrott, und man fand ihn eines Tages auf dem Trockenboden erhängt.

Als zuletzt das Gebäude wieder zum öffentlichen Verkauf kam, stieß sich Jeder an der unheimlichen Vergangenheit des alten Grafenhauses, und Meister Jordan erwarb es für einen

wahren Spottpreis. Er war der Mann, solch' günstige Gelegenheit auszunutzen, und lachte sich über den billigen Erwerb ins Fäustchen. Dennoch sollte ihn diesmal seine Berechnung ein wenig im Stich lassen. Wohl suchte er, das alte, arg verfallene Haus wieder etwas herzustellen und ihm ein bewohnbares Ansehen geben; aber anständige Mieter mochten sich dazu niemals einfinden. Er mußte die großen, stattlichen Räume an arme Leute abgeben, die sonst nirgends Obdach fanden, und dann geschah es sehr oft, daß man ihn mit der Miethe im Stich ließ und der Fleischermeister zu seinem Aerger das leere Nachsehen hatte.

Und in diesem „Grafenhaus“ schlug jetzt Frau Jordan ihr Astl auf. Ihre Wahl war nur deshalb auf das alte Gebäude gefallen, weil es von all' ihren Häusern den geringsten Zins abwarf und für ihre Zwecke ganz geeignet schien. An die unheimliche Vergangenheit des alten Grafenhauses stieß sich die Wittve nicht; sie besaß in diesen Dingen weder Aberglauben noch Vorurtheile, und ihr schien diese Wahl ihrer neuen Wohnung besonders vortheilhaft.

In der ehemaligen Zeit konnte das weitläufige Gebäude ein Schloß genannt werden; jetzt wurde es bereits von sich herandrängenden Nachbarhäusern überragt. Das Haus machte von Außen einen sehr wunderlichen Eindruck; der Bauherr mochte sich dabei in den verschiedensten Stirlarten versucht, vielleicht auch der Sonderlingslaune des Grafen nachgegeben haben. Das Erdgeschoß enthielt eine Säulenhalle und erinnerte an ein italienisches Landhaus. Der erste Stock mit seinen Spitzbogenfenstern war ganz entschieden gothisch, auch alle Zimmer darin waren gewölbt und hatten etwas Zellenartiges. Darüber befand sich ein ganz niedriges Stockwerk mit kleinen, im maurischen Styl hergerichteten Fenstern, das zu der ersten ungewöhnlich hohen Etage im seltsamsten Gegensatz stand. Nun folgte das Dach mit seinen zahllosen Ertern ganz Kottofko, das als Krönung des wie aus einer einzigen tollen Laune entstandenen Gebäudes gelten konnte.

Im Innern sah es eben so wunderlich aus. Da waren seltsam geformte Zimmer, Wendeltreppen und verborgene Thüren; die letzteren kamen jetzt erst bei der völligen Ausbesserung des Hauses zum Vorschein. Der Seitenflügel schien anfänglich von dem Hauptgebäude völlig getrennt zu sein; jetzt zeigte sich aber, daß dennoch eine Verbindung vorhanden war, freilich keine direkte. Eine Wendeltreppe in Seitenflügel führte zu einer verborgenen Thür des zweiten Stockwerkes, und von dieser geleitete wieder eine Wendeltreppe in die erste Etage des Hauptgebäudes.

Wozu diese seltsame Einrichtung getroffen wurde, wußte sich Frau Jordan nicht zu erklären; sie zergrübelte sich auch nicht weiter darüber den Kopf, sondern begann sich in dem sehr umfangreichen Gebäude nach möglicher Bequemlichkeit einzurichten. Die lieblich hergestellten Räume des ersten Stockwerkes machten jetzt schon einen besseren Eindruck. Unwillkürlich wurde die Wittve im Besitz dieses Hauses zur Entfaltung eines größeren Luxus gedrängt. Es war ein großer Saal vorhanden, der nicht leer bleiben durfte, und bald war er mit eleganten Möbeln gefüllt, die sich in den weiten Räumen sehr gut ausnahmen.

Frau Jordan fing an, Geschmack daran zu finden, ihre Wohnung prächtiger einzurichten, als sie bei Lebzeiten ihres seligen Mannes geburft hatte.

Sie begann sich bald als reiche Frau zu fühlen; das war ein ganz anderes Dasein, als sie bisher in ihrem Fleischladen geführt hatte. Jetzt brachte man ihr von allen Seiten die größten Huldbigungen dar, während sie früher gezwungen gewesen, gegen alle Welt die Freundlichkeit selbst zu sein.

Auch an Fremdbinnen fehlte es nicht. Die Wittve sah sich plötzlich von so Vielen geliebt und geachtet; man bestürmte sie mit Einladungen, und ihr Ehrgeiz erwachte, nun ebenfalls ihren Gästen glänzende Räume zu zeigen und sie reichlich zu bewirthten. Ein neues Dasein schien plötzlich für sie aufzugeben, und sie genoß ihr Glück mit all' dem Behagen und süßen Bewußtsein, zu dem ihr früheres, arbeitames Leben sie berechtigte.

Wie glücklich hätte sich die reiche Wittve fühlen können; — aber nun begannen die Kinder ihr die größten Sorgen zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modeplauderei.

Was würden nur unsere Urgroßmütter sagen, wenn sie einmal der Toilette einer ihrer Urenkelinnen beiwohnen könnten! Die würdigen alten Damen würden aus dem Staunen gar nicht herauskommen! Man versehe sich nur mal in die Lage einer solchen Urgroßmama, wenn sie ihre niedliche kleine „Nachkömmin“ aus dem Bette springen, ihr entzückendes, über und über mit Valenciennespigen und Durchzugsbändern garnirtes, hellblaufeidenes Négligé abwerfen sieht und nun den Pfaffen ihrer Toilette mit den Augen folgt! Schon das erste, eine Kombination aus rosa Battist mit Valenciennes, die caleçons ganz weit und geht über dem Knie aufhörend, läßt die alte Dame ihr Vorgehen an die Augen führen und sich erstaunt nach dem Zwecke dieses merkwürdigen Kleidungsstückes erkundigen. „Liebe Großmama, chemise und caleçon trägt doch unnötig in der Taille auf, zumal jetzt, da die Röcke an den Hüften so stramm sitzen müssen; diese Kombination macht doch viel schlanker.“ „Aber Kind, aus Battist? Mit Valenciennes? Das reißt doch in der ersten Wäsche. Aus gutem Hemdentuch mit starker Handstickerei, das ließe ich mir gefallen; aber so was!“ Und so geht über dem Knie aufhörend, läßt die alte Dame das kleine Korsett auf ein Minimum beschränkt, kaum breiter als ein Gürtel, läßt sie gelten; aber die Anstandsrockchen aus weißem Satin, durchweg „à travers“ gebrannt, die kleinen Untertaillen, ein um die Brust geknoteter Seidenschawl, und gar erst die Jupons, zu Urgroßmamas Zeiten eine quantité négligeable! Grandmère ist starr. Mademoiselle ist ein bißchen unordentlich, und um zu der charmanter, raffiniert einfachen Toilette (sie ist aus blau mit weiß gemustertem Foulard; der Rock besteht aus drei übereinander hängenden Falten, die Taille ist schräge genommen und weist als einzigen Auspuz eine Kleienschleife aus weißer Crepe de chine auf) einen ebenso raffiniert-eleganten Jupou zu finden, wirft sie Alles durcheinander. Und die gute Urhane betrachtet kopfschüttelnd diesen embarrass de richesses, den hellgrünen, mit einem gebrannten Taffivollant verzierten Jupou, den Rock aus weiß moiré de glace mit einem Auspuz von schwarzen Sammelblais, über und über mit Rosenbouquets — bemalt, dem apricot changeant Rock mit 7 Serpentinoullants und stellt schließlich ganz verbündet den Vergleich auf mit dem, was zu ihrer Zeit aus Seide bestand — dem „feidenen Kleid, der pièce de résistance! Und was die kleine coquette Urenkelin sonst noch der Urgroßmama an intimen und profanen Toilettengegenständen zeigen kann, bietet Anlaß zu manchem Intermezzo. Schon bei den zu der Kombination passenden jarretières aus rosa Summi mit rosa Band und Simili-Agraffen verziert, ertönt ein „shocking“ der Großmama. Shocking, an den arretières schon Diamanten! „Oh nein, aieule“, lacht Mademoiselle, „das ist ja Alles nur imitirt, nur Straß! Was wir heut tragen, die Agraffen an den Hüften, die hochmodernen Hutnadeln mit riesengroßen Diamant- und Perlköpfen, die Knöpfe an den Kleidern (entrouns, wie oft auch der Schmuck selbst!), Alles ist nur simili!“ Dann die schwarzseidenen à jour gearbeiteten Strümpfe, so durchsichtig, so zart, die eleganten farbigen Wadeschuhe Louis XV. mit silbernen Schnallen, die schwarzen Lackstiefel mit hellblau und schwarz farirten Lederschäften, die grünen Chevreaux-Stiefel mit grün und blau farirten Schäften, — grandmère ist zwar „abasourdi“, aber — leben möchte sie doch noch mehr! Und so öffnet Mademoiselle ihre Schränke und die Sommermode von 1898 wird von der würdigen alten Dame studirt. Das erste Battistkleid ist gerade von der Schneiderin gekommen. „Une merveille!“ sagt grandmère, als sie den Oberstoff, ein Hauch aus turquoise-Battist mit Blumenmuster, sieht, erstaunt aber betrachtet sie den Unterstoff, rauschender tafettas glacé von gleicher Farbe. Das Kleid ist sonst sehr einfach gehalten; als Auspuz eine breite turquoise Atlaschärpe, Hals und Arme aus kostbarer à jour Spitze, der Rock mit Serpentin-falten garnirt. „Un vrai amour, n'est-ce pas?“ jagt die Kleine entzückt. Dann wird vor grandmère eine weiße Taffiblouse ausgebreitet; das Achselstück ist mit feinen schwarzen, über Kreuz gelegten Sammetbändern garnirt; ein geschligter ediger Kragen fällt auf den überhängenden Blousentheil, der mit weißen Bändchen und mit schwarzen Schnallen geschlossen wird. Ganz entsezt betrachtet die alte Dame eine Blouse aus hochrothem moiré velours, die aus schmalen, sich mit schwarzen Hohlkäumen auf weißer Seide öffnenden Streifen besteht; zur Seite klappt ein schwarzes und ein rothes revers, zu Gesicht ein Jabot aus weißem und schwarzem

Chiffon. „So ein hochgroßes Kleidungsstück, Kind wie auffallend! Und diese schwarze Ripps-Jacke, ganz und gar mit Serpentin-paillettes besetzt, dazu eine toque aus schwarzem Stroh; auch ganz mit Serpentin-paillettes besetzt, vorn aufgeschlagen mit schwarzen Federn, Kind, gehört doch nicht Dir? Ein junges Mädchen in schwarzer Seide, das ist doch viel zu alt!“ „D nein, heut“ heißt's: erlaubt ist, was gefällt!“ Urgroßmama ist an den Hufschrank gekommen und sieht erstaunt alle diese „riens“ an. Und welche eine Menge! „Wozu so viele für einen Sommer?“ „Heut“ muß zu jedem costume ein passender Hut, wenn auch von ganz absteckender Farbe, vorhanden sein, sonst ist man nicht comme il faut, grandmère.“ Da ist ein an der Seite aufgeschlagener toque aus silbergrauer, durch weißen Malinetüll verbundener Strohhörbe; an der aufgeschlagenen Seite ein Arrangement aus silbergrauem Sammt mit einer Straß-Agraffe; ein wunderbarer, langer, weicher Phantasia-Reiher weht über den Hut zurück; über das Ganze fällt ein lang gebundener Moosrosenstrauch. „Das erscheint mir zwar fremd, aber schön ist's“, jagt mir Großmamas Augen; „aber dieses hier ist wohl ein Maskenhut?“ Entgürtet setzt die Kleine das geschmähete Kunstwerk auf den Kopf; sie kleidet sie zum Entzücken; es ist nur ein winziger, mit paillettes besetzter gewölbter Goldboden; zu Gesicht sind fünf schwarze Flügel wie eine fünfzackige Krone aufgesteckt. „Welche Verschiedenheit in den Hüten; giebt es denn in Eurem sin de siècle gar keine einheitliche Mode?“ „Nein, jeder Hut ist anders. Sieh' diesen „Blumenkorb“; ein runder mauve Hut, tief ins Gesicht zu setzen; vorn an der Seite zwei mächtige hochstrebende Flügel; der Kopf ist als wirkliches corbeille à fleurs arrangirt: in der Mitte weiße Rosen, rund herum Weiden, um diese herum Erika in gleicher Farbe.“ „Wie ein Bouquet aus unserer Zeit, es fehlt nur die runde Manschette.“ „Sieh' diese haute nouveauté, die mir zur Ansicht geschickt ist“, jagt die Kleine und entnimmt einem Karton ein weißes Taffkleid, das von feinstem schwarzem Tüll mit eingewebtem Serpentinmuster überzogen ist. Die Taille ist mit ganz engen, gezogenen Tüllärmeln, die mit 10 Bänder aus schwarzem Atlas abgebunden sind, hat Revers aus milgrünem Sammet, die bis zum Gürtel mit schwarzen Atlasbändern über losem weißem Chiffon geschlossen werden. „Eine création aus einem unserer ersten Ateliers.“ „Wie schade, warum sind denn die Ärmel aus dieser entzückenden Mantille herausgeschnitten“, meint grandmère bedauernd. „Das ist keine „Mantille“, das ist ein bolero dernier cri“, belehrt Mademoiselle. Anstatt Ärmel nur eckige Epaulettes, um die entzückenden Chiffon-Ärmel, mit welchen diesen Sommer solch ein Luxus geschrieben wird, zu schonen und vor Allem zur Geltung zu bringen. Sieh', das Ganze, Rücken und Vordertheile bestehen aus blaus, aus schwarzem Tüll; der Rücken läuft in einem nach Belieben hoch oder niedrig zu tragenden viereckigen Stuartkragen aus weißem Atlas mit dicker Couturepitze bezogen aus; die Vordertheile sind lang, vom Hüften getrennt, und hängen lose herunter, sind außerdem mit schwarzen Atlaschleichen und aparten Knöpfen — einer combination von Jet u. Straß — reich verziert.“ „Sieht es denn im Jahre 1898 gar nichts Solides, ist denn Alles nur Chiffon, Spitzen, Gaze, Battist, Seide und Stickerei?“ fragt die praktische Aieule. Was trägt Du denn bei schlechtem Wetter, Kind?“ „Oh“, lacht Mademoiselle, „dafür bin ich wohl eingerichtet“ und zieht ein prunefarbenes covert coat Kleid mit aufgearbeiteten Arabesken aus gleichem Stoff, die enganschließende Taille sowohl als die zugehörige lose Jacke und der Rock auf prunefarbener Seide gearbeitet, an, stülpt dazu ein weißes Viqué-Matelot-Hütchen auf den Kopf, nimmt ein weißes Spazierstöckchen in die Hand, das grüne ist schon vieux jeu, um den Hals einen weißen Pelz mit einem kleinen Hundekopf, „die Engländer haben diese Mode aufgebracht“, erklärt sie, und präsentirt sich der würdigen alten Dame. „Und der Regenmantel“, fragte diese. „D, den haben wir längst ad acta gelegt. Für ganz böses Wetter giebt es einen langen englischen Summirock, wie ein Herrenpaletot mit losem Rücken gearbeitet und —“

Aber was fällt mir eigentlich ein!? Ich promenierte in einer der belebtesten Straßen der Champs Elysées, um die Toiletten der Pariserinnen zu bewundern; anstatt dessen verleitet mich meine durch die milde Frühjahrsluft auf Abwege gerathene Phantasia zu einem intimen Geistesaustausch mit einer längst verstorbenen Urgroßmama? Und die schönste Zeit zum Toilettenstudium habe ich dabei verpaßt! Mesdames, pardon, aber, nicht wahr, bei solch' schönem Frühlingwetter machen Sie auch manchmal Thorheiten?

## Allerlei.

**Diner für den Prinzen Heinrich** beim General-Gouverneur von Canton. Der General-Gouverneur hatte es sich zum Empfang des Prinzen nicht nehmen lassen, für ein chinesisches Diner mit europäischen und chinesischen Getränken zu sorgen, dessen Menu nachstehendes war: Gekochte Vogelmilch. Gebadene Fleischpasteten. Gekochte Haifischflossen. Brühe mit Laubeneiern. Gebratenes Hammelfleisch. Hünersuppe mit Fleisch vom Huhn und Froschschenkel. Hühnerfleisch mit Bohnenkeimen in Brühe. Gebratene Entenhaut, dazu Klöße mit Sauce und gebadeten Zwiebeln. Olea fragrans (Blumen) und Schwämme in Brühe. Olea fragrans mit Haifischflossen. Gebadener Malzjisch (sehr seltenes kostbares Gericht; Malz und Fisch werden für einige Wochen luftdicht abgedichtet in kleinen Gefäßen aufbewahrt, in denen ein Gährungsprozess durchgeführt wird. Der Fisch wird dadurch langsam gar und kann nachher in verschiedener Form zubereitet werden). Süße Vogelmilchsuppe. Speiße mit acht Arten Früchten vermischt. Spanferkel mit Rüben, Sauce und Zwiebeln. Früchte. Weine. Mehrere Sorten heißer Sonnichu. Cherry. Rothwein. Champagner.

**Wat, Dümel, sit denn dor in minen Tobak?** Dieser Ausdruck des Mißvergnügens aus plattdeutschem Munde gilt zunächst einer Pfeife oder Zigarre, die nicht brennen will, entfährt gelegentlich auch wohl als Ausdruck des Aergers in der Form: „Wat, Dümel, sit denn dor in minen Weiten“ einem Landmann, wenn er in seinem Getreide etwas entdeckt, was nicht hineingehört. Diese Redewendung verdankt ihre Entstehung jedenfalls folgender Geschichte, die jüngst in Mecklenburg erzählt wurde und die neben ihrem kulturgeschichtlichen Interesse eine zeitgemäße Augenwendung zuläßt. Haupte da irgendwo vor Zeiten einjam in seinem Walde ein Förster, der bei allen Wüddieben und Holzfreulern, weil er immer gerade da war, wo sie ihn nicht gerne sahen, in dem Ruf stand, daß er mit dem Teufel im Bunde sei. Eines Tages soll besagtem Förster nun auch der Teufel entgegengetreten sein, um ihn zu holen. Dem Förster kam das sehr unlegen und er versuchte es mit dem Baktiren. „Gut“, sagte der Teufel, scharfte mit seinem Pferdesuß das Unkraut fort, und säete in den Boden eine Handvoll Samen. „Du kannst noch hierbleiben, bis die Pflanzen aus diesem Samen groß geworden sind, vermagst Du mir dann an drei Tagen den Namen der Pflanze nicht zu nennen, mußt Du mit!“ Der Förster war guten Muths; die Pflanzen seines Waldes kannte er und sonst noch die Menge — die Sache mußte ihm gelingen. Die Saat des Teufels ging auf, aber kein Mensch hatte bisher solch Kraut gesehen. Es wurde größer und größer, wo er auch fragte, Niemand wußte, was das für eine Pflanze sei. Eines Tages im Herbst kam nun auch der Teufel wieder — der Förster legte sich auf's Knie, aber der Teufel sagte immer „nein“. Sehr bedrückt kam der Förster am ersten Tage nach Haule und klagte seiner Schwiegermutter seine Noth. Am nächsten Morgen puzte sich die Alte auf's Fürchterlichste heraus und legte sich wie eine Bogelscheuche mitten in des Teufels Saat. Als gegen Mittag der Teufel ankam und die fremdartige Erscheinung in seinen Pflanzen sah, sprach er verwundert zu sich selbst: „Wat, Dümel, sit denn dor in Dinen Tobak?“ Kaum hatte die Alte das Wort Tobak gehört, als sie sich schleunigst aus dem Staube machte. „Tobak, Tobak, heit dat Düwelskrut“, rief der Förster ihm schon von Weitem entgegen. Wachte der Teufel nun auch toben und wettern: „Det häst Du ool nich ut Di sülfst, det häst Din Swiegermudder Di seg!“ der Förster hatte doch den Namen gerufen. Wenn die Geschichte zur Erklärung der Redewendung nicht glaubwürdig erscheint, der kann sie wenigstens jedem jungen Gehmann vorführen als Beispiel dafür, daß Schwiegermütter auch ihr Gutes haben.

**Wunderbare Rettung aus Todesgefahr.** Man schreibt aus Paris: Ein seltener Fall von religiösem Wahnsinn hat sich hier ereignet. Das Ehepaar Magnin — der Mann ist ein kleiner Beamter — lebte in glücklichster Ehe und besitzt ein Töchterchen von neun Jahren. Als Herr Magnin dieser Tage eine Dienstreise antrat, behielt die Frau das Mädchen aus der Schule zurück, hieß es ihr bestes Kleid anziehen und stieg dann mit ihm in den vierten Stock des Hauses hinauf zu einer Freundin. In deren Wohnung angelangt, ergriff sie das Kind, küßte es und schleuderte es mit den Worten, sie wolle es Gott näher bringen, aus dem offenen Fenster. Das Kind fiel die vier Stockwerke hinab auf die Marquise eines Schaufensters und blieb gänzlich unverfehrt.

**Der letzte Bär in Tirol.** Der „Frl. Sta.“ wird berichtet. Der Bär, der seit Jahren in den Nordtiroler Gebirgen, zwischen Eesfeld-Scharnitz und Achenthal sich herumtrieb, bald in der Gegend von Schwaz, bald in der Hinterriß, dann bald bei Hall, bei Innsbruck, in der Scharnitz, bei Mittenwald gesehen worden sein soll oder wirklich gesehen wurde, der so manches Schaf zerriß, so manchen Jäger lockte, mehreremal auch schon todtesagt wurde, während viele Leute seine Existenz überhaupt in Frage stellten, ist nun thatächlich und zwar im Gebirge nördlich von dem Unterinntaler Marktsiedeln Schwaz und südwestlich vom Abensee erlegt worden. Freitag Nachts waren nicht gar weit vom Kloster Fiecht aus einer 80 Stück zählenden Schafherde wieder drei Stück zerissen worden. Der Akt von Fiecht erstattete die Anzeige, und am nächsten Tage brach eine aus Treibern und 8 Jägern bestehende Gesellschaft aus, den Räuber zu

verfolgen. In dem sogen. Döhlenhaag am Bomperjoch entdeckte man bald die Spuren des Bären. Die Jäger waren auf dem langen Berggrat, der das Bomper Revier vom Fiechter Scheid, aufgesperrt, als etwa 15 Gänge von dem 20 Jahre alten Grafen Konstantin Thun der Bär erschien. Thun legte an und streckte ihn mit einem Schuß in den Kopf nieder. Das Thier erhob sich aber rasch wieder und rannte dann davon. Die Jäger verfolgten es und fanden es schließlich am Rande des Stallenbaches. Im Triumph wurde die seltene Beute nach Schwaz gebracht, wo die am Sonnabend Abend eben zur Probe versammelte Musik-Kapelle dem glücklichen Schützen sofort ein Ständchen brachte. Der Bär, welcher 117 Kilo wiegt und 20 Jahre alt sein dürfte, wird in Schwaz, wo er gestern zu sehen war, ausgestopft und dann der berühmten Enzenberg'schen Jagd-Sammlung des Schlosses Trarbach einverleibt. Graf Konstantin Thun ist ein Sohn des in Schwaz verstorbenen ehemaligen Landeskommandirenden für Tirol, Grafen Franz Thun. Seine Mutter ist eine verwitwete Gräfin Enzenberg. Aus dem Leben des nunmehr erlegten Bären wird nachträglich eine Geschichte bekannt, die im Interesse des Fremdenverkehrs bisher geheim gehalten wurde. An einem Sonntag des Monats Oktober v. J. wurde beim Pfandlerwirth in der Bertisau am Nachensee der berühmliche Mellerball abgehalten, zu dem Senner und allerlei lustige Volk zusammenkamen. Der Nachtwächter des Fürstenhauses sah vor demselben und horchte in die Nacht hinaus. Da hörte er vom nördlichen Trakt des Hotels ein Brummen. Vorsichtig schlich er mit der Laterne an die Stelle hin und gewährte nun zu seiner Ueberraschung einen Bären, der aber, als er das Licht sah, davonlief. Am andern Tage sah man noch die Spuren seiner Taten in dem weichen Boden. Merkwürdig ist es, daß sich der Bär in diesem Gebiet, sozusagen der Heimath der Jäger, so lange halten konnte.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Im Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Carl Braun in Leipzig erschien soeben: Flugschriften des Evangelischen Bundes 150. **Savonarola.** Zum 400jährigen Gedächtnistage seines Märtyrertodes von Prof. Dr. Leopold Witte. Preis 20 Pf. Am 23. Mai d. J. waren es 400 Jahre, daß der letzte Vorläufer der Reformation der Dominikaner Savonarola, in Florenz verbrannt wurde. In anschaulicher Weise schildert Dr. Leopold Witte das Leben dieses merkwürdigen Mannes. Das Schriftchen wird sicher Vielen eine willkommene Jubiläumsgabe sein.

Auf Kuba, die heiß umstrittene Perle der Antillen, richtet sich gegenwärtig das allgemeine Augenmerk, ebenso auf die Streitkräfte, welche die kämpfenden Parteien einander entgegenstellen können. Nach beiden Richtungen bieten darum die neuesten Nummern von „**Ueber Land und Meer**“ (vierteljährlich Mk. 3.50, jedes 14 tägige Heft 60 Pf.) ein hohes Interesse. In einer stattlichen Reihenfolge von Darstellungen führt Adolf Wald, der rühmlichst bekannte Militär-maler, die Typen der spanischen und nordamerikanischen Land- und Seetruppen vor Augen, und zwar nicht in steifen Figuren, sondern in Form lebhaft bewegter Genrebilder. Eine weitere Reihenfolge von Illustrationen bringt Ansichten von den vielgenannten Hauptstädten der Insel: Havana, Santiago und Matanzas, auf welche letztere Stadt zuerst das Feuer der nordamerikanischen Panzer sich richtete. Ein Artikel aus sachkundiger Feder schildert des Näheren die auf Kuba bestehenden Verhältnisse. Von Westindien gelangen wir nach dem wirklichen Indien mit einem reich illustrierten Auffag über Darjeeling, das den Europäern im Lande der Lotusblume als Sommerfrische und Gesundheitsstation dient. Kühl weht es uns dagegen aus den Lufslügen an, in denen Rudolf Schlatzer unter Befügung vieler nach der Natur gemachter Aufnahmen seine im vorigen Sommer ausgeführte Besteigung des Montblanc schildert. Der Autor bekundet sich darin nicht nur als ein kühner Bergsteiger, sondern auch als ein flotter Erzähler. Von besonderem Interesse für das schöne Schwabenland ist das in Wort und Bild vorgeführte neue Rathhaus in Stuttgart, das nach seiner Vollendung sich den prächtigsten Bauwerken gleicher Art ebenbürtig an die Seite stellen wird. Endlich erwähnen wir aus dem mannigfaltigen Feuilletoninhalt noch die Blaudelei über den „Berliner Sofwinter 1898“, die in 35 Porträts jene jungen Damen vorführt, die während der letzten Saison bei den Festlichkeiten der Hofgesellschaft in der deutschen Reichshauptstadt eine hervorragende Rolle gespielt haben. Neben dem neuen großen Roman „Von zarter Hand“ von Johannes Richard zur Neubege bringen die neuesten Nummern des beliebten Familienblattes den Schluß der liebenswürdigen Novelle „Einkerknecht“ von Germinie Bilingier, sowie zwei schallhafte Humoresken: „Wie ich zu meiner Frau kam“ von Fr. Erdmann und „Die Revisionsreise“ von Ernst Johann Groth.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Biele, Halle (Srale), Leipzigerstr. 87